
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1907. * №12.

Schwester Thekla.

Novelle von **Karl Schüler.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Leutnant v. Heimberg-Marlingen tritt in das Zimmer und meldet dem Obersten, daß er in schonendster Weise die Frau Rittmeister von dem Unfall, welcher ihren Gatten betroffen hat, benachrichtigt habe. Die Frau Rittmeister sei trotzdem ohnmächtig geworden. Als sie sich wieder erholt, habe sie darauf bestanden, den Rittmeister zu sehen. Alle Versuche, sie von diesem Vorsatze abzubringen, seien vergeblich gewesen. Sie folge ihm auf dem Fuße.

Man hört draußen das rasche Heranrollen eines Wagens, und wenige Augenblicke später fliegt eine kleine, zartgebaute Frauengestalt, das bleiche Gesicht angsterfüllt, die Treppe herauf.

Der Oberst tritt ihr am Ende der Treppe entgegen. „Gnädige Frau, Sie dürfen Ihren Gatten jetzt nicht sehen. Gedulden Sie sich, bis der Verband angelegt ist."

Die kleine Frau starrt ihn einen Augenblick verwirrt, verständnislos an, dann stürmt sie an ihm vorbei, dem hellerleuchteten Zimmer zu, aus welchem ihr ein starker Jodoformgeruch entgegendringt.

Die aufgeregte Frau schiebt die Zunächststehenden zur Seite. Jetzt steht sie neben dem Bett und sieht das furchtbar entstellte Gesicht ihres Mannes.

Sie prallt entsetzt zurück und drückt die kleinen Hände krampfhaft gegen die Schläfen.

„Rudolf! Rudolf!" schallt es dann durch das Zimmer, über den Verwundeten hin stürzt das verzweifelte Weib und bedeckt ihm den blutenden geschwollenen Mund mit heißen, leidenschaftlichen Küssen.

Man hat Mühe, die kleine Frau von dem Lager des leise stöhnenden Verwundeten zu entfernen.

Die Frau Oberin führt sie, ihr liebevoll Trost zusprechend, in eine Ecke des Zimmers, wo sie sich schluchzend auf einem Stuhle niederläßt.

Schwester Thekla hat ihr Geschäft beendet. Die Wunden sind ausgewaschen. Seit dem Eintritt der Frau v. Somnitz hat sie keinen Blick von dieser gewandt. Jetzt nähert sie sich leise ihrem Stuhle.

Die Ärzte beginnen die Wunden des Rittmeisters auf das sorgfältigste zu untersuchen.

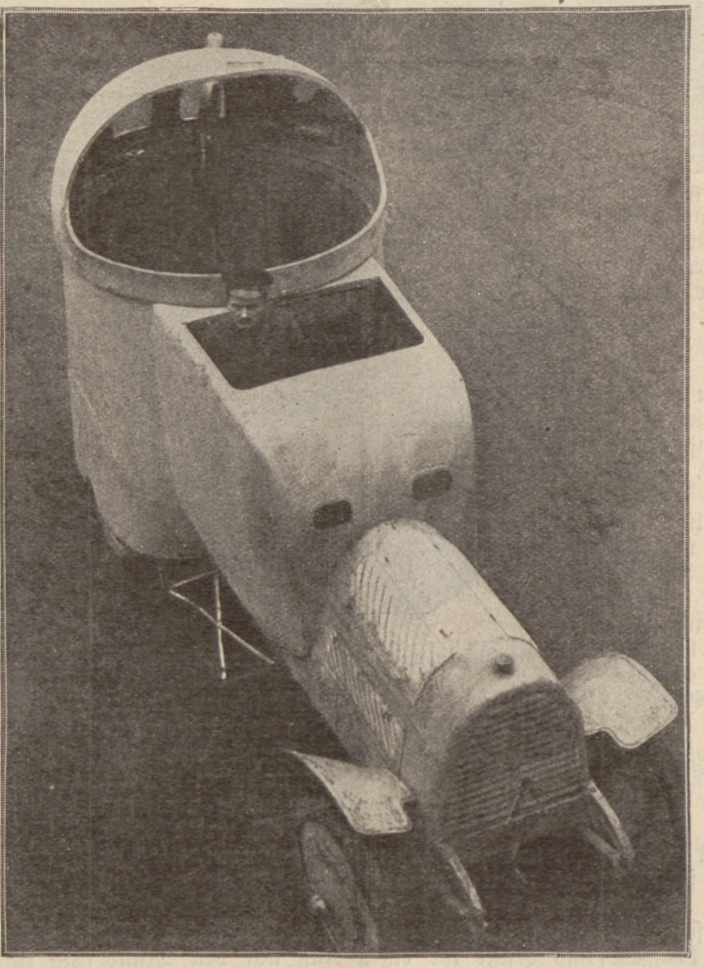
„Muß er sterben?" Die kleine Frau richtet bei der Frage ihre mit Tränen gefüllten Augen angstvoll auf Schwester Thekla.

„Die Ärzte haben ihre Untersuchung noch nicht beendet, gnädige Frau," antwortet diese, und ihre sonst so weiche Stimme klingt rauh und heiser. — Nach einer kurzen Pause fragt sie selbst: „Seit wann sind Sie verheiratet, Frau v. Somnitz?" Trotz dem Versuche, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben, zittert sie merklich.

„Seit zehn Jahren," schluchzt die Gefragte.

„Seit zehn Jahren?" stößt fast heftig Schwester Thekla hervor. „Sie sagen: seit zehn Jahren?"

„Ja, erst seit zehn Jahren." Und die kleine Frau blickt wieder flehend nach einem Hoffnungsschimmer zu Schwester Thekla empor, als sie die Frage hinzusetzt: „Glauben Sie, daß er schon sterben muß, Schwester?"



Ein neues französisches Kriegsautomobil. (S. 90)

Den Körper der Diakonissin durchschauert ein leichtes Beben, ihre Züge nehmen einen harten Ausdruck an, und sie, die sonst stets Trostbereite, antwortet: „Ja, ich glaube, daß er sterben muß."

Die kleine Frau sinkt schluchzend in den Stuhl zurück.

Die Oberin hat mit wachsendem Erstaunen Schwester Thekla beobachtet. Sie ist eine feine Menschenkennerin. Ihr ist die tiefe Erschütterung, welche die Seele des starken Mädchens in der letzten Stunde erfahren hat, nicht entgangen.

„Wollen Sie mir jetzt zur Hand gehen, Schwester Thekla?" fragt Doktor Mittelstädt herüber.

„Ich kann nicht, Herr Doktor," stammelt die Gefragte und wankt zum Zimmer hinaus.

„Hat die auch plötzlich Nerven bekommen?"

„Sie fühlt sich nicht wohl, wie mir scheint," sagt die Oberin, „ich werde Ihnen eine andere Schwester senden."

Die Oberin begibt sich in das Konversationszimmer. Dort findet sie eine Anzahl Schwestern beisammen.

Eine derselben geht auf ihr Geheiß hinunter zur Hilfeleistung bei dem verwundeten Rittmeister.

Draußen an dem Pfosten der Treppe, welche zu ihrem Zimmer hinaufführt, lehnt Schwester Thekla. Die Füße drohen ihr den Dienst zu versagen.

„Also, er war damals schon verheiratet!" murmeln die bebenden Lippen. Dann preßt sie die Hände vor das Gesicht und schluchzt tief auf.

Die Oberin tritt wenige Minuten später in Theklas Zimmer. Es ist dunkel in dem Raum. Ersticktes Schluchzen dringt von der Ecke her, in welcher Schwester Theklas Bett steht. Dort kniet sie auf der Erde und hat ihren Kopf in die Kissen des Bettes gewühlt. Ihre weiße Haube ist zurückgeschoben, der obere Teil ihres Gewandes aufgerissen, konvulsivische Zuckungen machen ihren ganzen Körper erbeben. Sie bietet das Bild einer Verzweifelten.

Die Oberin ist an sie herangetreten, mild streicht ihre Hand über das aufgelöste Haar der Schwester. „Schwester Thekla, warum weinst du?"

Die Gefragte antwortet nicht.

Die Oberin setzt sich auf den Rand des Bettes und zieht den Kopf der Schwester in ihren Schoß. Sie ahnt, daß hier ein edles Herz unter einem großen, bitteren Schmerze zu brechen droht.

Sie beginnt die Knieende zu trösten, zu trösten, wie nur sie versteht, Trost zu spenden. Mit diesen Worten, mit dieser Stimme richtet sie die Mutter wieder auf, welche dem Schmerz zu erliegen droht über den Tod ihres Kindes, mit diesen Worten, mit dieser Stimme weiß sie dem Manne neuen Mut und neue Lebenshoffnung einzuflößen, der niedergedrückt am Sterbelager seines Weibes steht.

Auch bei Schwester Thekla versagt ihre Kunst nicht. Nach und nach wird das Schluchzen, werden die krampfhaften Zuckungen weniger heftig, die Tränen fließen langsamer.

Und endlich beginnt Schwester Thekla zu erzählen. Alles das, was sie acht Jahre lang verschwiegen mit sich herumgetragen hat, schüttet sie aus am Herzen der mütterlichen Freundin.

Sie erzählt alles, alles, ohne Rückhalt.

Und die Oberin hört die Beichte, ohne sie mit einem Wort zu unterbrechen, nachdenklich an.

Jetzt hat Schwester Thekla geendet. Sie springt auf, entzündet eine Kerze, langt vom Bücherbrett ein Kästchen herunter und schließt es auf.

Unter verwelkten Blumen und einigen Bildern ergreift sie zwei Briefe und hält sie der Oberin entgegen.

Beide tragen den Poststempel einer kleinen Stadt an der russischen Grenze. Der eine hat einen Trauerrand und ist eine gedruckte Todesanzeige, in welcher in den gebräuchlichen Redewendungen das plötzliche Hinscheiden des Leutnants Rudolf v. Somnitz von Regiments wegen bekannt gegeben wird. Der andere Brief lautet folgendermaßen:

„Hochgeehrtes Fräulein!

Von meinem armen Freunde Rudolf v. Somnitz in die Beziehungen, in die er während seines kurzen Aufenthaltes in Ihrer Vaterstadt zu Ihnen getreten ist, eingeweiht, wird mir heute die traurige Pflicht, Ihnen den plötzlichen Tod desselben zu melden. Vor einigen Tagen hatte er das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen. Vorgestern verstarb er trotz sorgfältigster Pflege in dem hiesigen Garnisonspital, wohin er überführt worden war. Heute morgen wurde er mit militärischen Ehren beigesetzt. Die einliegenden Blumen sind von seinem Grabe. Genehmigen Sie den Ausdruck meines aufrichtigsten Beileids.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster v. Berwitz, Adjutant."

Der Oberin Blick ruht voll tiefen Mitleids auf der Schwester. „So also hat er dich betrogen! Arme Thekla!"

Schwester Thekla hat ihr Haupt wieder in den Schoß der Oberin gebettet und schluchzt noch einmal wild auf.

Die Oberin läßt sie gewähren, sie weiß, die Tränen werden ihr Linderung bringen. Und nach und nach legt sich auch dieser neu entfesselte Sturm in der Seele des Mädchens. Sie gewinnt ihre Fassung wieder. Schwester Thekla ist ja so stark in der Überwindung ihrer selbst. Sie hat sich darin üben gelernt in ihrem schweren Berufe.

Und nun berichtet sie der Oberin von der Verzweiflung, in welche sie der Inhalt der Briefe gestürzt hatte.

Sie hat darunter gelitten, zum Sterben



L. Serpollet †.

schwer. Sie hat die ganze Staffel jener Qualen durchkostet, die ein alleinstehendes Menschenkind empfindet, das unter einem großen, erdrückenden Schmerze leidet, und dem niemand zur Seite steht mit linderndem Trost und wohltuendem Mitgefühl, das niemand hat, dem es sein zum Brechen volles Herz ausschütten kann.

Aber sie hat sich durchgekämpft.

„Und jedesmal," sagt sie mit zuckenden



Prinzessin Klementine von Sachsen-Koburg und Gotha †.

Lippen, „wenn ich einen recht schwer Kranken oder einen dem Tode nahen Verwundeten zu pflegen hatte, dann stellte ich mir vor, er sei es, dem es gälte, seine Qualen zu lindern, den ich am Leben erhalten müsse um jeden Preis. Und dann setzte ich alle meine Kräfte ein, und so ist es mir oft gelungen, selbst da noch zu retten, wo Doktor Mittelstädt schon alles verloren gab."

Die Oberin zieht sie zu sich in die Höhe und drückt ihr einen Kuß auf den Mund. „Gott wird dir lohnen, was du getan hast. Er, der schützend seine Hand über dich hält, hat ihn zerschmettert. Seine frivole Lüge ist zur furchtbaren Wahrheit geworden. Mit dem Pferde gestürzt, liegt er dem Tode nahe. Er ist gestraft. Du aber wirst morgen dies Haus verlassen, begleitet von den Segenswünschen vieler dankbaren Menschen. Du wirst eine geachtete Stellung an der Seite eines edlen Mannes einnehmen. Du wirst einen Beruf haben, den du auszufüllen verstehst wie keine andere. Du wirst die Mutter eines kleinen, liebreizenden Geschöpfes werden, das mit großer Innigkeit dir zugetan ist. Und so wirst du bald alle trüben Erfahrungen vergessen und glücklich sein, wie du es verdienst."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Ein neues französisches Kriegsautomobil hat sich bei kürzlich vorgenommenen Probefahrten sehr bewährt. Es ist ganz gepanzert und trägt auf seinem hinteren Teile einen Panzerturm, der leicht nach allen Seiten gedreht werden kann. Im Innern ist ein Maschinengewehr aufgestellt. Der Kopf des Fahrers schaut bei freier Fahrt aus dem vorderen Panzerkasten heraus, im Gefecht aber wird der Sitz so weit gesenkt, daß der Fahrer völlig verschwindet. Zwei kleine Öffnungen gestatten trotzdem die Umschau. Das Kriegsautomobil bewegt sich ohne Schwierigkeit in jedem Gelände und kann auf gebahnter Straße 40 Kilometer in der Stunde zurücklegen. — In dem verstorbenen **Leon Serpollet** hat Frankreich einen seiner bedeutendsten Techniker verloren. Er war der Erfinder der „Dampfkutsche" und gewann vor drei Jahren in Nizza beim Rennen den Rothschild-Pokal, da sein Dampfautomobil die Schnelligkeit von 120 Kilometer in der Stunde erreichte, doch hat das billigere Benzinautomobil als Luxus- und Tourenwagen schließlich den Sieg davongetragen. In letzter Zeit hatte Serpollet mit dem Industriellen Darracq eine großartige Fabrik für den Bau von Lastautomobilen und Dampfomnibussen erbaut und hoffte nun die Früchte seiner zwanzigjährigen Anstrengungen zu ernten, als der Tod ihn dahinraffte. — **Prinzessin Klementine von Sachsen-Koburg und Gotha**, die Mutter des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, ist gestorben. Sie war eine Tochter König Louis Philipps von Frankreich, am 3. Juni 1817 in Paris geboren und vermählte sich am 20. April 1843 mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg und Gotha. Durch ihren Reichtum und ihre Verbindungen hat sie sehr viel dazu beigetragen, die Stellung ihres Lieblingssohnes, des Fürsten Ferdinand, zu verbessern. In letzter Zeit pflegte sie einen Teil des Jahres in Sofia zuzubringen. — Der jüngst eröffnete **Hamburger Frauenklub** hat sein **Heim** am Neuen Jungfernstieg. Eine Gönnerin hat die vornehm ausgestatteten Räume für die Zwecke des Klubs zu billigem Preise hergegeben, und Damen aus den ersten Kreisen der Hansestadt gehören ihm an. Außer einem Konversationszimmer umfaßt der Klub eine Anzahl Erfrischungsräume, ein **Lesezimmer**, sowie ein Schreib- und Arbeitszimmer. In einem Zimmer befindet sich eine kleine **Ausstellung** von Zeichnungen, Gemälden und weiblichen Handarbeiten. Im oberen Stock liegen drei hübsch eingerichtete Schlafzimmer, die billig an durchreisende Damen abgegeben werden.

Eine Baptistentaufe in London.

(Mit Bild auf Seite 93.)

Am verbreitetsten ist die Sekte der Baptisten in England und Amerika. Bekanntlich verwerfen die Baptisten die Taufe an Kindern und halten nur das Taufen von Erwachsenen für richtig. Unser Bild zeigt eine solche Taufe in der Londoner Baptistenkirche zu Newington Butts. Das marmorne Taufbecken ist 3 Meter lang, 2 Meter breit und etwa 1 Meter hoch mit Wasser gefüllt. Nach Gebet und Gesang steigt zuerst der „Täufer" in das Becken hinab. Ihm folgt der Täufling, der vom Täufer so weit nach hinten zurückgelegt wird, bis er völlig im Wasser untergetaucht ist. Der Täufer spricht dabei die Worte: „Mein lieber Bruder (oder meine liebe Schwester), zur Bekräftigung des Glaubens an den Herrn Jesus Christus und auf deine eigene Bitte taufe ich dich im Namen des Vaters, des

Sohnes und des heiligen Geistes." Nach dem Verlassen des Beckens wird der Täufling sogleich in einen Mantel gehüllt.

Ja so!

Humoreske von **Th. Freuderlich.**

(Nachdruck verboten.)

Draußen rieselte an dem unfreundlichen Märznachmittag der Regen mit einzelnen Schneeflocken vermischt ununterbrochen vom grauen Himmel herab.

Zuweilen fuhr heulend der Wind durch den Kamin und rüttelte in ohnmächtiger Wut an den wohlverwahrten Fenstern. Wie mollig und gemütlich war's in meinem Studierzimmer! Das „Gebet der Jungfrau" über mir war endlich verstummt, und der Jüngling unter mir blieb, wie es schien, heute außergewöhnlich lange beim Mittagsmahle, so daß ich auf den Genuß des „Karnevals von Venedig", auf einer kratzigen Violine hundertmal hintereinander vorgetragen, für heute verzichten konnte.

Eine Fliege umschwirrte summend meine Denkerstirn; aus der Küche klang gedämpft die Stimme meiner Frau, die mit dem Dienstmädchen, das heute den Braten hatte anbrennen lassen, eine kleine Auseinandersetzung hatte, zu mir in meine lauschige Sofaecke herein. Allmählich verschwammen die Buchstaben der Zeitung vor meinen Augen, und die Hand sank leise herab. Wie durch einen Nebel sah ich ringsum die Gegenstände, dann fielen meine Augen völlig zu, während ich mich mit Wohlbehagen ausstreckte.

Da pochte es plötzlich leise; rasch fuhr ich empor. Das Dienstmädchen streckte den Kopf zur Tür herein. „Herr Doktor, der Herr Müller möchte Sie sprechen!"

Herr Müller, der Hauswirt! Wie eine Lähmung ging es mir durch die Glieder. Drei volle Wochen war ich im Rückstand mit der Miete, und ich ahnte, was dieser seltene Besuch zu bedeuten habe.

Doch wie erstaunte ich, als der gefürchtete Haustyrann mit dem freundlichsten Lächeln hereintrat! Kordial bot er mir die Hand und bat um Entschuldigung, mich gestört zu haben.

Dann fuhr er fort: „Da ich nun einmal die Tapezierer im Hause habe, wollte ich mir nur die Anfrage erlauben, ob ich Ihnen bei dieser Gelegenheit nicht gleich ein paar Zimmer neu tapezieren lassen könnte?"

Verwundert schüttelte ich den Kopf. „Es ist ja noch alles im besten Zustand, Herr Müller. Da Sie aber gerade einmal hier sind, möchte ich Sie um gütige Nachsicht wegen der rückständigen Miete bitten. Zu meinem lebhaften Bedauern konnte ich diesmal leider nicht pünktlich sein, aber ich hoffe bestimmt, in allernächster Zeit... mein neuer Roman" — ich wies dabei auf das aufgeschlagene Manuskript auf meinem Schreibtisch — „in wenigen Tagen wird er beendet ... mein Verleger ... ich hoffe bestimmt, wenn ..."



Ausstellungsraum.



Lesezimmer.

Das Heim des Hamburger Frauenklubs. (S. 90)

Nach Photographien von Hans Breuer in Hamburg.

„Kein Wort weiter, kein Wort," unterbrach mich Herr Müller. „Die Bagatelle ist ja gar nicht der Rede wert. Zahlen Sie ganz, wie es Ihnen paßt, heute, morgen, übers Jahr!"

Prüfend sah er sich im Zimmer um. „Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Doktor, daß sich an Stelle dieses etwas unmodernen Ofens ein schöner neuer altdeutscher gut ausnehmen würde? Oder wäre Ihnen ein hochmoderner irischer Dauerbrandofen lieber? Bitte, bestimmen Sie!"

Ich war über diese ganz ungewohnte und übermäßige Generosität meines geizigen und oft den dringlichsten Bitten gänzlich unzugänglichen Hauswirts ganz verblüfft. „Aber mein Gott, Herr Müller, dieser Ofen genügt mir vollständig; er heizt vorzüglich, zu was denn da eine so ganz unnötige und kostspielige Änderung?"

Mißbilligend schüttelte er den Kopf und drehte langsam die Mütze in der Hand. „Halt," rief er dann, „da fällt mir ein, daß sich Ihre Frau Gemahlin vor einiger Zeit über den rauchenden Küchenherd beklagte. Am besten ist's, ich lasse den ganzen Krempel wegreißen und lasse eine Kochmaschine nach dem neuesten System setzen, nämlich mit ..."

„Nein, nein," wehrte ich ab, „das ist ganz unnötig. Seitdem der Maurer eine neue Ofenklappe angebracht hat, ist der Rauch verschwunden, und wir sind nun ganz zufrieden."

Herr Müller zog mißmutig die Stirn in Falten und wandte sich nach der Tür. Doch plötzlich schien ihm ein neuer Gedanke zu kommen. „Wenn Sie denn alles ablehnen, so gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen die Miete um fünfzig Mark pro Quartal zu ermäßigen."

Damit war ich natürlich gern einverstanden, und kräftig schlug ich in die dargebotene Hand.

„Und betreffs des rückständigen Hauszinses, Herr Doktor," sagte Herr Müller im Fortgehen, „da machen Sie sich ja keine Sorgen. Das hat Zeit." —

„War das nicht unser Hauswirt?" fragte meine Frau, zur Tür des Nebenzimmers hereintretend, als ich wieder allein war.

„Jawohl, Lieschen — doch, was sehe ich, noch nicht zum Ausgehen angezogen?"

„Zum Ausgehen?"

„Nun ja, wollten wir nicht heute nachmittag den neuen Frühjahrshut kaufen?"

Mein Frauchen lachte vergnügt auf, zupfte mich am Ohrläppchen und rief: „Aber liebster Mann, ich denke doch gar nicht daran. Es war ja nur Spaß!"

„Was, nur Spaß," entgegnete ich ganz erfreut, denn ich dachte an die bedenkliche Ebbe in meiner Kasse. „Aber warum sagst

du denn immer, du müßtest dich mit deinem alten unmodernen Hut vor den Leuten noch totschämen?"

„Spaß, alles nur Spaß!" wiederholte sie frohgelaunt. „Mein alter kann mir noch jahrelang gute Dienste tun; er ist — nun ja, modern ist er ja nicht mehr, aber der Samt ist ja noch vorzüglich; ach was, ist's denn auf der Welt so wichtig, ob die Feder oben oder unten, die Schleife rechts oder links, die Blume rot oder gelb ist? Mir ist's sogar sehr recht, wenn ich nicht nach der allgemeinen vorschriftsmäßigen Schablone gehe."

Erfreut küßte ich den kleinen roten Mund, der so einsichtsvoll sprach. „Gut, sehr gut, kleine Maus, gehen wir über dieses Toilettenthema zur Tagesordnung über. Aber so viel Einsicht und Verstand verdient eine Belohnung — was sagst du dazu: wollen wir heute abend ins Theater?"

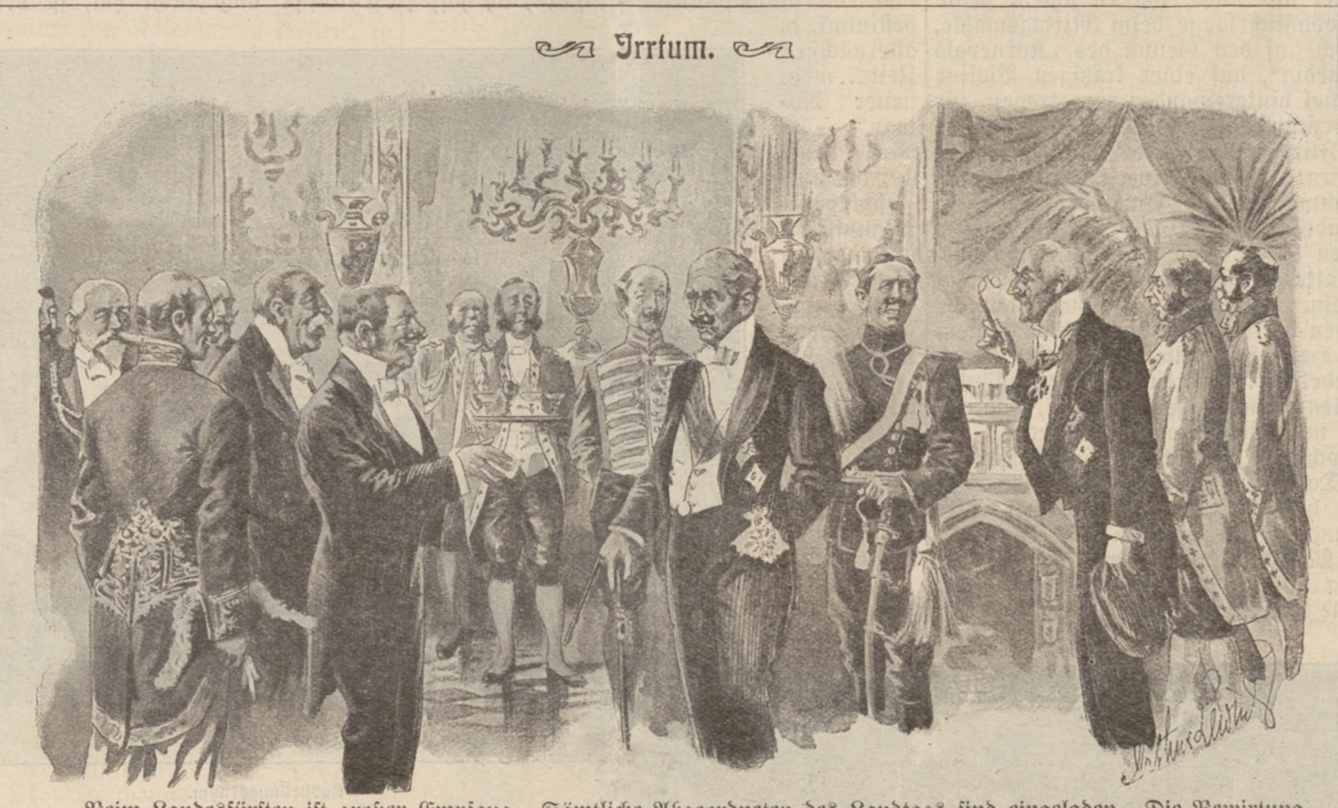
„Ins Theater?" kam es gedehnt von ihren Lippen. „Das ist ja eine ganz unnötige Geldverschwendung."

„Es wird aber ein Stück gegeben, das du dir schon längst gewünscht hast, zu sehen. Denke dir ‚Madame sans gêne'! Wie äußerst selten kommt einmal ein derartiges Stück zur Aufführung, da das Publikum ganz darauf versessen ist, nur ernste, klassische Stücke zu sehen! Kein Mensch will Lustspiele, Possen, Ausstattungsstücke, Schwänke oder gar Operetten oder Ballett; drum müssen wir heute die seltene Gelegenheit wahrnehmen. Ich hoffe bestimmt, noch Billette zu bekommen. Gäbe man ‚Iphigenie', ‚Hamlet', ‚Don Karlos' oder dergleichen, so wäre dies wohl kaum mehr möglich."

„Aber liebster Mann, es macht mir viel mehr Freude, mich zu Hause nützlich zu beschäftigen, als im Theater zu sitzen. Gerade heute hatte ich mir vorgenommen, neues Ärmelfutter in deinen schwarzen Rock zu nähen und die Weste neu einzufassen. Warum sollen die erst zum Schneider? Nein, bitte, laß mich heute abend zu Hause."

„Nun, so komme wenigstens jetzt ein Stückchen mit. Das Wetter hat sich aufgehellt; wir promenieren durch den Stadtpark, und dann führe ich dich in die neue Konditorei an der Ecke der Kaiserstraße, wo neulich die schönen Krapfen —"

Irrtum.



Beim Landesfürsten ist großer Empfang. Sämtliche Abgeordneten des Landtags sind eingeladen. Die Bewirtung ist selbstverständlich großartig, und alles ist in hochanimierter Stimmung. Der Fürst bewegt sich höchst leutselig unter seinen Gästen, und jeden zeichnet er aus mit einer huldvollen Anrede, auch den Abgeordneten Müller aus dem Städtchen X. In diesem Städtchen war einige Wochen vorher — gerade während der Wahl — ein großes Feuer ausgebrochen. „Nun, mein lieber Herr Müller," sagt Hoheit, „Sie sollen ja auch neulich da — bei der Wahl — einen großen Brand gehabt haben!" Müller, der den fürstlichen Sekt bereits etwas spürt und überhaupt als notorischer Bacchusverehrer bekannt ist (man ist gleich bekannt, wenn man so etwas ist), wird flammend rot im Gesicht. „Hoheit — Hoheit," stammelt er, aber weiter findet er keine Worte. In diesem kritischen Augenblick kommt ihm sein Freund, der Abgeordnete Maier, zu Hilfe. „Hoheit," sagt er mit seinem ergebensten Lächeln, „Hoheit! Es war doch nicht so gefährlich, ich war eigentlich selbst dabei: wir hatten nur so einen kleinen Spitz!"

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Nein, nein, da weiß ich was Besseres. Ich gehe zum Fleischer und suche mir für morgen mittag ein hübsches Stückchen Fleisch aus, denn das Dienstmädchen bringt ja immer nur sehr schlechtes Zeug. Auch möchte ich bei dieser Gelegenheit einiges Küchengerät einkaufen, denn du weißt, die Küche ist mein Reich."

Es ließ sich nichts machen, kein Zureden half, und so ging ich allein fort. Auf dem Korridor gab mir Minna, das „Mädchen für alles", den Mantel um. „Warum seufzen Sie denn?" fragte ich die anscheinend Betrübte.

„Ach, Herr Doktor, ich sehe ja täglich mehr und mehr ein, wie ungeschickt und unzuverlässig ich bin. Wenn ich bedenke, wie wenig ich Ihnen nütze, so beschämt es mich immer, ein so sorgloses, bequemes Leben zu führen. Ich will mir aber recht viel Mühe geben, um mir Ihre und der Frau Doktor Zufriedenheit zu erwerben."

Ich blickte Minna ob dieser Weisheit und Selbsterkenntnis etwas verdutzt an und murmelte einige wohlwollende, zustimmende Worte. Dann griff ich nach Hut und Stock und verließ die heimischen Penaten.

Auf der Straße war es zwar noch etwas feucht, aber der Regen hatte gänzlich aufgehört, und der blaue Himmel lachte herab. Die Straßen waren bevölkert von Kindern, die, ohne Lärm, Schreierei und Balgerei, ruhig ihre kindlichen Spiele spielten. Bescheiden wichen sie den Erwachsenen aus, höflich und artig grüßten sie. Mir fiel heute zum ersten Male auf, daß die Kinder, auch die der höheren Stände, so einfach und nett gekleidet waren. Da gab es, namentlich unter den „höheren Töchtern", keinen modernen Putz und Zierat, keine Armbänder, Spitzen, Federhüte und, vielleicht als Folge dieser äußeren Einfachheit und Ungeziertheit, kein unkindlich affektiertes, dünkelvolles oder wohl gar kokettes Wesen; unter der männlichen Jugend kein blasiertes Gesicht, kein rüpelhaftes Benehmen. Sie alle nur noch Kinder im schönsten Sinne des Wortes. Ich blieb eine Weile stehen und freute mich an den harmlosen kindlichen Spielen. „War denn das immer so?" grübelte ich.

Als ich um eine Ecke bog, kam mir eine Reihe angehender Jünglinge entgegen. Sie gingen paarweise, trugen Bücher in den Händen und machten den Eindruck großer Wohlerzogenheit. Nur leise sprachen sie miteinander, zogen höflich die Mützen und verließen bescheiden sofort das Trottoir, wenn die Passanten sich drängten. Jetzt fiel es mir ein: es waren die Fortbildungsschüler, welche von der Schule heimkehrten. — Noch

stand ich und blickte ihnen hochbefriedigt nach, da klopfte mich jemand plötzlich auf die Schulter.

Es war ein alter Freund, den ich lange nicht gesehen hatte; wir freuten uns beide über dies Zusammentreffen.

„Nun lasse ich dich heute aber nicht gleich wieder los," fuhr er fröhlich fort, „denn wir haben uns doch so manches zu erzählen."

Arm in Arm wanderten wir weiter; so kamen wir ans Theater. Hier wurden an der Rückseite des Hauses Lorbeerbäume und dergleichen abgeladen. Auf unser Befragen erfuhren wir, daß Seine Königliche Hoheit, der kunstsinnige Prinz Nikolaus, auf der Durchreise begriffen, seinen Besuch im Theater angesagt habe, und daß man die



Taufe in der Baptistenkirche zu Newington Butts (London). (S. 90)

kleine Hofloge mit diesen gärtnerischen Erzeugnissen schmücken wolle.

„Ah, ein Prinz aus der großherzoglichen Residenz, der Vaterstadt meiner Frau; da hätte ja das Theater heute doppeltes Interesse für sie. Ich werde die Gute nun doch noch mit Theaterbilletten überraschen. Sie ist doch auch gar zu bescheiden in ihren Ansprüchen!" dachte ich.

Der mir persönlich bekannte Kassierer schüttelte aber den Kopf. Ob heute „Madame sans gêne" gegeben werden würde, sei die Frage. Seitdem es verlautete, daß der Prinz einen sehr vorteilhaften Engagementsantrag für die großherzogliche Bühne hinsichtlich einer der beiden Hauptdarstellerinnen der Titelrolle beabsichtige, wolle nun jede der beiden Damen zu Gunsten der anderen zurücktreten, und so könne es infolge dieses edlen Wettstreites kommen, daß das Stück gar nicht zur Aufführung käme, und statt dessen irgend etwas anderes gegeben werden würde.

„Ja, daran liegt mir allerdings nichts," versetzte ich enttäuscht, „denn gerade auf dieses Stück hatten wir uns gefreut."

„Es wird das beste sein," meinte er darauf, „Sie erkundigen sich auf dem Bureau des näheren."

Im Bureau fand ich augenblicklich nie-

mand vor, ich hörte aber lebhafte Stimmen im Nebenzimmer, dem Zimmer des Direktors. Richtig, hier waren die beiden Schauspieldivas in lebhafter Unterhaltung mit dem Theaterzeus, oder vielmehr nur die Damen sprachen, denn der Direktor ließ nur zuweilen ein ungeduldiges Brummen oder einen kurzen ärgerlichen oder spöttischen Ausruf hören. Ich vernahm nun mit eigenen Ohren, wie jede zu Gunsten der anderen auf die heutige Rolle verzichten wolle, und mit ihr auf Rang- und Gagenerhöhung am großherzoglichen Theater. Leise erhob ich mich und blickte durch die Türspalte, die ich vorsichtig etwas erweiterte. Da erblickte ich, in wundervoller Toilette, die beiden bildschönen jungen Künstlerinnen, eine blond, die andere braun, welche mit süßen Worten, holden Blicken und Sirenenlächeln den Allmächtigen umschmeichelten. Doch was nützte es ihnen. Der blieb, wie alle Theaterdirektoren, streng, kalt und ernst so vielem Liebreiz gegenüber. Weibliche Anmut, Jugend und Schönheit machen nie auch nur den geringsten Eindruck auf das Eisherz eines Theaterdirektors. — Der Streit zog sich in die Länge, und ich entschloß mich, unter diesen Umständen auf das Theater zu verzichten und mich dafür lieber meinem Freunde zu widmen, der an der Tür auf mich wartete.

„Ja," sagte er, als ich ihm den Sachverhalt mitteilte, „die Bescheidenheit und der Mangel an Eitelkeit unter den Künstlern und Künstlerinnen ist ganz enorm. Ich habe früher viel mit ihnen verkehrt und weiß das genau. Nicht der eigene Erfolg erfreut sie, sondern nur der ihrer Kollegen und Kolleginnen. Dankbare Rollen unterzubringen ist für die Regie eine schwere Aufgabe; jedes will zurücktreten, bis dann schließlich der Direktor ein Machtwort spricht."

Er erzählte mir noch einige Beispiele von diesem künstlerischen Edelmut, so daß ich davon ganz gerührt war.

Unterdes waren wir an der früheren alten Stammkneipe meines Freundes angekommen. Am Stammtische hatten sich mehrere Korpsstudenten häuslich niedergelassen. Mein Freund forderte diese in einem leider etwas barschen Ton auf, sofort den Tisch zu räumen, widrigenfalls man sie an die Luft setzen würde. Da erhoben sie sich alle sofort, begrüßten uns höflich und baten um Entschuldigung. Schnell und geräuschlos räumten sie den Tisch ab und nahmen am Nebentisch Platz. Der Wirt, der uns eigenhändig bediente, sagte, er hielte es für seine Pflicht, uns mitzuteilen, daß das bayrische Bier, welches er uns brachte, zum großen Teil mit einfachem vermischt sei und die servierten Wiener Würstchen Pferdefleisch enthielten. Das verlockte uns nun gerade nicht zu längerem Bleiben, und wir brachen wieder auf.

Aber nun, wohin? Mein Freund hatte eigentlich für heute abend eine Einladung zu einem Ball, hatte aber keine Lust, hinzugehen. „Gewiß, weil du nicht tanzest," sagte ich.

„O du Bücherwurm," wehrte er lächelnd ab, „seit wann geht man denn auf den Ball, um zu tanzen? Seitdem die alten Damen in der Gesellschaft so sehr gefeiert werden, und die jungen Mädchen unbeachtet im Winkel stehen, ist auf den Bällen das Tanzen immer mehr abgekommen, und so sind diese eigentlich nur noch gesellige Vereinigungen. Namentlich Leutnants, Referendare und junge Künstler sind ganz erpicht auf die alten Damen — je älter, desto umschwärmter."

„Seltsam, seltsam," dachte ich und folgte mit Kopfschütteln dem Freund, der mich zum Schluß in ein sehr besuchtes Weinrestaurant zog. Ich wehrte mich zwar entschieden, denn was mußte meine Frau von meinem langen Ausbleiben denken, aber er beruhigte mich. „Deine Frau ist ja schon längst zu Bette, und nun kommt's auf ein Stündchen länger auch nicht an."

Das leuchtete mir ein.

Nach und nach kam eine lustige Gesellschaft zusammen. Aus einer Flasche des vortrefflichen Hochheimers wurden zwei, denn bei dem allgemeinen Brüderschafttrinken, welches man in heiterer Weinlaune in Vorschlag brachte, leerte sich rasch Glas auf Glas.

Plötzlich horchte ich erschrocken auf — die Turmuhr schlug drei Uhr. Ja, war denn das möglich? Aber nun rasch fort, nach Hause!

Ein neugewonnener Freund hatte denselben Weg wie ich; das war gut, denn er stützte mich, als die Füße eine eigensinnige Neigung zum Ausrutschen annahmen, trotzdem es ja gar nicht gefroren hatte. Auch beim Aufschließen der Haustür war mir der Verständnisvolle behilflich, da ich trotz aller Mühe das Schlüsselloch nicht finden konnte.

Schwerfällig und etwas geräuschvoll tappte ich die beiden Treppen empor. Da öffnet sich, wie von Zauberhand, die Korridortür; meine Frau zieht mich mit sanfter Gewalt in den hellerleuchteten Flur, nimmt mir mit zärtlichen Worten Hut und Mantel ab und führt mich ins behaglich erwärmte Wohnzimmer.

„Du Liebster, Bester," ruft sie, während sie zärtlich die Arme um meinen Hals schlingt, „habe ich dich denn endlich wieder! Hast du dich gut amüsiert? Wie sehr freue ich mich, daß du dir eine Zerstreuung gönnst. Mit aller Macht werde ich darauf dringen, daß dies öfters geschieht. Und nun komm, Liebling, setze dich noch ein Weilchen; gleich hole ich dir Pantoffeln und Schlafrock. Möchtest du nicht vielleicht noch eine Tasse Kaffee, ein Glas Grog? Du sollst sehen, wie schnell ich das auf dem neuen Spirituskocher bereite."

„Grog!" lallte ich etwas schlaftrunken.

„Gut, gut, mein Herz, sofort, aber erst mußt du es dir bequem machen!"

Ehe ich's verhindern konnte, hatte sie mir die Stiefel ausgezogen und die weichen Pantoffeln an die Füße geschoben. Nun ging es an den Schlafrock.

Aber was war das? Wer hatte denn die Ärmel zusammengenäht? Mein Frauchen zerrt und zieht, — „steh doch auf, du Murmeltier!" tönt mir ins Ohr.

Da schlage ich die Augen auf.

Ich liege in meinem Studierzimmer auf dem Sofa, der Regen klatscht an die Fenster, ringsum bereits Dämmerschein. Vor mir steht meine Frau, rüttelt mich ziemlich unsanft am Arm und ruft ärgerlich: „Schämst du dich denn nicht, den ganzen Nachmittag zu verschlafen, anstatt an deinem Manuskript zu arbeiten? Mit Faulenzen kommst du nicht vorwärts, und du weißt doch, wie nötig das ist. So oft ich Geld brauche, ist keines da. Nicht einmal die Miete kannst du zahlen! Diese ewige Misere habe ich gründlich, sehr gründlich satt!"

Dann wirft sie mir einen vernichtenden Blick zu und rauscht zum Zimmer hinaus.

Nachdenklich blicke ich ihr nach. Sie trägt den teuren, feinen Plüschmantel, den ich ihr auf ihr dringliches Verlangen zu Weihnachten für den letzten mühsam zusammengehaltenen Rest meiner Barschaft gekauft habe. Auf dem Kopf thront ein neuer Hut mit einem Riesenbüschel kostbarer schwarzer Straußfedern. Die Schleppe des guten Kleides kehrt lang über den Boden hin.

So geht sie, draußen noch mit dem Mädchen keifend, zu einer Kaffeevisite.

Ich richte mich empor und lache voll Grimm.

„Ja so! Das war ja alles nur ein Traum. Schade!!"

Ein Attentäter.

Geschichtliche Skizze von **Eugen Schmitt.**

„In den allernächsten Tagen kommt nach Calais ein ehemaliger Sträfling aus Lambessa, namens Kelch, der von Mazzini entsendet ist, um Eure Majestät zu ermorden."

Diese Mitteilung des französischen Gesandten in London, Grafen Walewski, erhielt Napoleon III. im Frühling des Jahres 1856. Schon waren mehrere Attentate auf den Kaiser verübt worden, als deren Urheber meist Italiener entdeckt wurden. Napoleon verstand es indes vorzüglich, diese eine Kraft durch die andere zu bekämpfen: Italiener trachteten ihm nach dem Leben, und Italiener, wenigstens Korsen, beschützten ihn. Der Polizeipräfekt von Paris war der berühmte Pietri, und der Chef der Stadtpolizei war ein Italiener namens Ballestrini. Eine der wichtigsten Persönlichkeiten aber, welcher der Schutz Napoleons III. speziell anvertraut war, ist der Korse Griscelli gewesen, dem es in der Tat gelungen ist, das Leben des Herrschers öfter als einmal zu retten.

Griscelli hat später aber auch den Undank der Großen kennen gelernt. Nach dem Attentate von Orsini mußte Pietri seinen Abschied nehmen, und mit ihm trat auch Griscelli aus dem Dienste Napoleons. Aus der Zeit seiner Tätigkeit aber als persönlicher Beschützer des Monarchen hat er Memoiren hinterlassen, welche zum Teil wenigstens Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit haben. Aus diesen Memoiren ist die nachfolgende Schilderung entnommen.

Napoleon ließ, nachdem er den Bericht aus London empfangen hatte, Pietri kommen und teilte ihm die Nachricht Walewskis mit.

„Soll ich Griscelli mit der Beobachtung und Verhaftung des Kelch beauftragen?" fragte Pietri.

„Es wird das beste sein," sagte Napoleon. „Er ist entschlossen, kühn, rücksichtslos und geschickt."

Eine Stunde später war Griscelli in einem Extrazuge von Paris unterwegs nach Calais. Versehen mit einer Vollmacht, die ihm sämtliche Polizeibehörden Frankreichs unterstellte, setzte er sich mit der Polizei von Calais in Verbindung, und mit ihrer Hilfe stellte er am nächsten Tage fest, daß unter den Passagieren, welche aus Dover nach Calais mit dem gewöhnlichen englischen Paketboot kamen, sich in der Tat der Gesuchte befand.

Kelch, ein Elsässer von Geburt, benutzte mit seinem Begleiter sofort den nächsten Zug nach Paris. Wie sein Schatten begleitete ihn Griscelli und folgte ihm bis in ein kleines Hotel im Stadtteil Menilmontant, das in seinen unteren Räumen ein Restaurant hatte. In diesem Restaurant verkehrte von diesem Tage an Griscelli in der Verkleidung eines Arbeiters, und es wurde dem gewandten Detektiv nicht schwer, festzustellen, unter welchem Namen Kelch sich dort einlogiert hatte. Der Genosse Kelchs hatte bei Verwandten am anderen Ende der Stadt Unterkunft gefunden, es bestand aber eine ununterbrochene Verbindung zwischen den beiden Verschwörern.

Bekanntlich gab es unter Napoleon ein sogenanntes schwarzes Kabinett, welches die Briefe aller verdächtigen Personen mit großer Geschicklichkeit öffnete. Diesem geheimen Postamt wurde sofort die Adresse

Kelchs mitgeteilt, und nach achtundvierzig Stunden las Napoleon bereits die Korrespondenz, die Kelch mit den Verschwörern in London führte. Sowohl die Briefe wurden geöffnet, die an Kelch adressiert waren, als diejenigen, die er, ohne es zu ahnen, daß er beobachtet war, in den Kasten warf.

Kelch hatte ein ganz neues Projekt, um sich Napoleon unauffällig zu nähern und ihn dann zu erschießen. Er war ein hochgewachsener, herkulisch starker, eleganter Mann. Er setzte sich nun mit einem Pferdeverleiher in Verbindung und ritt täglich in den Champs Elysées spazieren. Napoleon, der selbst ein leidenschaftlicher und sehr gewandter Reiter war, ritt täglich aus, meist durch die Champs Elysées, nach dem Bois de Boulogne, wo er dann stundenlang auf den schattigen Reitwegen sich aufhielt. Er wurde dabei begleitet von einigen Jockeis des Marstalls, einem Stallmeister, mehreren Offizieren und einigen Geheimpolizisten, welche stets in tadelloser Toilette als Kavaliere sich in seinem Gefolge befanden.

Aus den Briefen, die Kelch nach London geschickt hatte, wußte man genau, was er plante, und so wurde eine ganze Anzahl Detektive unter der Leitung Griscellis aus dem kaiserlichen Marstall beritten gemacht, welche Kelch unter der Maske harmloser Reiter auf allen seinen Ausritten derartig begleiteten, daß er sich nicht hätte dem Kaiser ohne weiteres nähern können. Es lag dem Verschwörer aber jedenfalls daran, nicht nur den Kaiser zu ermorden, sondern sich selbst dann auch wieder in Sicherheit bringen zu können. Er mußte deshalb ziemlich lange Zeit alle Umstände prüfen, sich mit der Umgebung Napoleons vertraut machen und gleichzeitig auch einen Fluchtplan ausarbeiten, der es ihm ermöglichte, unmittelbar nach Verübung der Tat sich zu retten. Man hätte ja Kelch auf Grund seiner Korrespondenz verhaften können, aber das lag nicht in der Absicht der Polizei. Man hätte dann einerseits zugeben müssen, daß das Briefgeheimnis in Frankreich beständig verletzt wurde, anderseits hätte man wegen des Mordplanes allein dem Verschwörer nicht viel anhaben können. Die Gerichte hätten ihn zu einigen Jahren Gefängnis verurteilt, und der gefährliche Mensch wäre dann wieder losgekommen.

Daß sich Napoleon nicht in der behaglichsten Stimmung befand, weil er wußte, daß ihm, sowie er in das Freie kam, ein Mensch nach dem Leben trachtete, kann man sich denken; wußte er auch, daß seine Geheimpolizei auf dem Posten war, immerhin fühlte er sich recht bedrückt.

Die erste Folge des geplanten Attentates war eine sehr komische. In aller Stille war für Fontainebleau eine Hofjagd angesagt worden. Es sollte eine Hirschhetze stattfinden, und an dieser großen Jagd nahmen von der Hofgesellschaft ungefähr fünfhundert Herren teil, die sämtlich zu Pferde erschienen. Pietri und Griscelli hatten ferner wenigstens fünfzig berittene Agenten, ebenfalls im Jagdkostüm, zu der Jagd erscheinen lassen, welche die Person des Kaisers im Auge zu behalten und auf Attentäter zu achten hatten. Bei dem Hetzen des Hirsches pflegte Napoleon sehr verwegen und rücksichtslos zu reiten, und ein Teil der Detektive, frühere Kavallenisten, hatten den Auftrag, ihn zu begleiten, gelte es auch ihren Hals, denn gerade, wenn der Kaiser sich bei der Jagd in einen entlegenen Teil des großen Forstes begab, konnte er von Attentätern überfallen werden.

Griscelli selbst beobachtete auf das schärfste die berittenen Teilnehmer der Jagd. Zutritt hatten nur diejenigen Herren, die mit Karten versehen waren und die Griscelli persönlich kannte.

Als die Jagd angeblasen werden sollte, meldete Griscelli dem Kaiser, daß Kelch und sein Genosse nicht anwesend seien. Offenbar hatten die Verschwörer gar keine Ahnung, daß die Hirschjagd stattfand, da in den Zeitungen darüber vorher nichts berichtet worden war. Die Fanfaren ertönten; der Oberjägermeister befahl, die Meute loszulassen, die auch bald den Hirsch auftrieb, und im rasenden Galopp setzte sich Napoleon mit den besten Reitern des Gefolges auf die Spur des Hirsches. Wahrscheinlich tat es dem von allen Seiten von Feinden umgebenen Monarchen wohl, einmal, ohne von Mördern umlauert zu sein, sich dem Vergnügen der Jagd mit allem Eifer hinzugeben.

Nur Griscelli hielt die Augen offen, und entdeckte plötzlich einen wildfremden Reiter dicht hinter dem Kaiser. Dieser Reiter war eine elegante Erscheinung, aber dem Detektiv gänzlich unbekannt. Er mußte aus irgend einer Seitenallee des Forstes plötzlich herausgesprengt sein und sich dem Gefolge des Kaisers angeschlossen haben. Zu den geladenen Gästen gehörte der unheimliche Reiter jedenfalls nicht. Der Fremde ritt ein vorzügliches Pferd, erwies sich als ein ebenso tollkühner wie geschickter Reiter, der alle Hindernisse im Fluge nahm, und anscheinend hatte er die feste Absicht, in die unmittelbare Nähe des Kaisers zu kommen, denn von Minute zu Minute verringerte sich die Entfernung zwischen ihm und dem nichts ahnenden Napoleon.

Griscelli sah, daß der Augenblick des Handelns gekommen sei. In seiner Nähe befand sich eine Anzahl von berittenen Detektiven. Er gab ihnen einen Wink und zeigte auf den fremden Reiter. Auf einen zweiten Wink ritten zwei der Geheimagenten den Fremden rücksichtslos an, so daß sie sein Pferd zu Fall brachten, und plötzlich wälzten sich drei Pferde und drei Menschen auf einem Haufen; ein Unfall, der indes die anderen Jagdteilnehmer nicht von der Fortsetzung der Jagd abhielt. Bei solchen Hetzjagden sind gefährliche Stürze von Roß und Reitern ja nichts Seltenes.

Als aber der elegante fremde Reiter sich vom Erdboden erhob, faßte eine rauhe Hand ihn an der Gurgel und schrie ihm zu: „Verfluchter Meuchelmörder! Du sollst nicht lebendig davonkommen!“ — Es gelang dem Niedergerittenen, den Hals frei zu bekommen, und er schrie fürchterlich um Hilfe.

Pietri, der die Szene beobachtet hatte, kam herbei und fuhr den Fremden wütend mit den Worten an: „Wer sind Sie, Elender, und was beabsichtigen Sie?“

„Ich bin der Fürst Menschikoff. Ich bin seit gestern erst in Paris und wohne beim russischen Gesandten. Der russische Gesandte hat mir eine Einladung zur Jagd verschafft und wollte mich Seiner Majestät vor Beginn der Jagd vorstellen. Unbekannt mit den Verhältnissen hier, bin ich aber zu spät auf dem Versammlungsplatz eingetroffen und habe mich erst später der Gesellschaft anschließen können.“

Die Polizeibeamten sahen sich etwas betroffen an; dann wurde der russische Gesandte aufgesucht, der sich unter den Jagdteilnehmern befand, die etwas zurückgeblieben waren, und er legitimierte ohne weiteres den Fürsten Menschikoff, den die Geheimagenten für einen Kaisermörder gehalten hatten.

Bei dem später stattfindenden Jagdfrühstück wurde Fürst Menschikoff trotz seines durch den Sturz arg mitgenommenen Anzugs dem Kaiser vorgestellt, und es wurde über das Abenteuer recht gelacht. Griscelli aber und seine Genossen erhielten eine besondere Belohnung für ihre Aufmerksamkeit, wenn sie auch diesmal an den Falschen geraten waren.

Am nächsten Tage konnte der Chef des schwarzen Kabinetts Napoleon melden, daß Kelch einen Brief an Mazzini nach London geschickt habe, in dem er diesem mitteilte, daß Napoleon innerhalb drei Tagen bestimmt eine Leiche sein würde. Jetzt erfuhr man auch, was der zweite Verschwörer, der mit Kelch nach Paris gekommen war, sollte. Er hatte den Auftrag, Kelch nach Verübung der Tat den Rücken zu decken und ihm bei der Flucht behilflich zu sein. Dieser zweite Verschwörer sollte die Aufmerksamkeit von Kelch unmittelbar nach der Tat ablenken, um so die Flucht des Mörders zu ermöglichen.

Der nächste Tag brachte eine der unglaublichsten Szenen, wie sich eine solche wohl im Leben keines anderen Monarchen jemals abgespielt hat. Napoleon ritt, begleitet von zwei Adjutanten, die Rue de Rivoli hinauf nach den Champs Elysées.

„Zur gleichen Stunde,“ erzählt Griscelli, „tummelte Kelch auf der Place de la Concorde lustig sein Roß; ich glaubte zu bemerken, daß er unter seiner grünen Jacke etwas verbarg. Kaum erblickte er den Kaiser, so sprengte er in rasendem Galopp auf ihn zu; Napoleon, der dies bemerkte, jagte in die Avenue de l'Etoile hinein. Ich hatte noch gerade Zeit, den Jockeis zuzuraunen, dicht hinter Seiner Majestät zu bleiben und ja niemand zwischen ihn und sich zu lassen. So galoppierte die ganze Gesellschaft einige Zeit hintereinander her.

Im Bois de Boulogne begann die wilde Jagd erst recht; Bäche, Gitter und Blumenbeete wurden in rasendem Galopp genommen. Die Spaziergänger schüttelten verwundert die Köpfe und murmelten: ‚Der Kaiser scheint toll geworden zu sein!‘ Niemand ahnte, daß der Ärmste in Todesangst um sein Leben ritt. Unseren armen Pferden stand der Schaum vor dem Maule, als wir endlich in die Avenue de l'Etoile einbogen, um nach den Tuilerien zurückzukehren.

In der Avenue de l'Opéra bäumte sich das Pferd Kelchs plötzlich wild auf und war trotz aller Bemühungen seitens seines Herrn nicht von der Stelle zu bringen. Der Anblick des halsstarrigen Rosses weckte einen tollen Gedanken in mir; ich gab meinem Gaul die Sporen und sprengte im Galopp vorwärts, an dem Kaiser vorüber. Im Vorbeireiten rief ich triumphierend: ‚Es lebe der Kaiser! Der Mörder ist besiegt!‘

Napoleon wendete sich um, sah, daß der Meuchelmörder am Ende der Allee zurückgeblieben war, und ließ mich ersuchen, ihm in das Schloß zu folgen.

Ich fand den Monarchen, in Schweiß gebadet, in seinem Kabinett; er überreichte mir fünfhundert Franken mit den Worten: ‚Ruhen Sie sich jetzt aus; Sie werden Ihre Kräfte noch brauchen.‘“ — — —

An demselben Abend fand eine Konferenz statt, in welcher beschlossen wurde, Kelch und seinen Genossen auf alle Fälle unschädlich zu machen. Der Kaiser durfte nicht nochmals einer ähnlichen Gefahr ausgesetzt werden. Für die Gerichte war ja vielleicht noch nicht genügendes Material vorhanden, um den Verschwörer für immer unschädlich zu machen, man mußte eben dann bei der Verhaftung dafür sorgen.

Diese wurde für den nächsten Abend um sechs Uhr festgesetzt, weil man wußte, daß um diese Zeit Kelch sich mit seinem Genossen, einem Italiener namens Morelli, im Restaurant Desmaret einfand, wo er mit anderen Gesinnungsgenossen zusammenkam und sein Abendbrot einzunehmen pflegte. Griscelli mit seinen Leuten verkehrte ebenfalls bei

Desmaret schon seit mehreren Tagen unauffällig. Er hatte stets im Nebenzimmer gesessen, wenn Kelch in einem Nachbarraume aß und trank. Am Vormittag und Nachmittag hatten Kelch und Morelli wieder zu Pferde den Kaiser erwartet; aber Napoleon ritt an diesem Tage absichtlich nicht aus.

Punkt sechs Uhr begab sich Griscelli mit zwei Detektiven zu Desmaret und bestellte hier ein Essen für sechs Personen, um den Wirt zu interessieren. Dann begab sich Griscelli wieder fort und kehrte erst um acht Uhr zurück, die beiden Detektive mit sich bringend, die er als seine Freunde vorstellte, wobei er bemerkte, die anderen Herren, die an dem Essen teilnehmen wollten, würden erst später kommen. Für die anwesenden drei solle einstweilen aufgetragen werden.

Die Detektive waren mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, und anscheinend war es darauf abgesehen, Kelch und seinen Genossen niederzuschießen, um alle weiteren Schwierigkeiten zu beseitigen. Sonst hätten entschieden mehr Personen an der Verhaftung teilnehmen müssen. Als Kelch zum ersten Male in Paris verhaftet worden war, konnten nämlich kaum zwölf Mann ihn bändigen, weil er über Riesenkräfte verfügte. Daß er sich nicht gutwillig gefangennehmen lassen würde, war selbstverständlich, und daß drei Mann nicht ausreichten, um ihn lebendig zum Gefangenen zu machen, war klar.

Gegen acht Uhr Abends kam Morelli, aber Kelch blieb aus. Griscelli und seine Begleiter wurden sehr unruhig. Sie begannen zu fürchten, daß Kelch irgendwie gewarnt worden sei und überhaupt nicht erscheinen werde. Endlich, gegen zehn Uhr, trat Kelch ein, und zwar mußte er durch das Zimmer gehen, in dem Griscelli mit den beiden Detektiven saß. In demselben Augenblick sprang einer der Detektive nach dem Zimmer, in welchem Morelli saß, und versuchte, diesen zu Boden zu schlagen. Griscelli warf sich mit dem anderen Detektiv auf Kelch. Der Riese schüttelte aber die beiden Polizeiagenten ab, sprang in das Nebenzimmer, schlug hier im Vorübergehen den dritten Detektiv zu Boden, um Morelli zu befreien, und sprang dann aus dem Fenster in den Garten. Ihm folgte Griscelli, der natürlich sofort seine Pistole gezogen hatte. Der Garten hatte eine hohe Mauer und eine eiserne Tür. Auf diese stürzte Kelch los und, wenn die Tür unverschlossen gewesen wäre, was sonst immer der Fall war, wäre er unzweifelhaft entkommen. Aber die Tür war verschlossen. Vergeblich versuchte Kelch, indem er sich mit voller Kraft gegen die Tür warf, dieselbe zu sprengen: sie war aus Eisen. Im nächsten Augenblick war Griscelli dicht vor ihm, und jetzt drehte sich Kelch um und zog ebenfalls seine Pistole. Bevor er sie aber in Anschlag bringen konnte, feuerte Griscelli, und Kelch stürzte, durch den Kopf geschossen, tot zu Boden. In diesem Augenblick war auch schon Morelli aus dem Fenster gesprungen und wollte seinem Genossen zu Hilfe kommen. Griscelli feuerte auch auf ihn und zerschmetterte ihm die rechte Schulter. Gegen elf Uhr Abends befand sich der tote und der schwerverwundete Attentäter mit den Polizeibeamten in der Polizeipräfektur. Morelli wurde in das Gefängnis gebracht und starb dort nach kurzer Zeit, wie man wohl annehmen kann, nicht ohne Nachhilfe.

Die beiden gefährlichen Attentäter waren also beseitigt, ohne daß man die Gerichte hätte in Anspruch nehmen müssen. Über die Art, wie das geschah, wird man allerdings bedenklich den Kopf schütteln müssen.

Am nächsten Tage wurde Griscelli zu Napoleon befohlen, der ihm zehntausend Franken schenkte. Pietri gab ihm außer dem Gelde, das er schon für die Beobachtung der Mörder erhalten hatte und über das er nicht abzurechnen brauchte, noch fünfzehnhundert Franken, und die Kaiserin erklärte, daß sie aus Dankbarkeit für die Rettung des Gatten die Tochter Griscellis auf ihre Kosten erziehen lassen werde.

Wenige Jahre später gelang es dem bekannten Orsini doch, das fürchterliche Bombenattentat gegen Napoleon in Szene zu setzen, durch welches Hunderte von Menschen zu Grunde gingen, während der Kaiser selbst unverletzt blieb. Nach diesem Komplott, welches die Polizei nicht entdeckt hatte, mußten, wie bereits erwähnt, sowohl Pietri wie Griscelli ihren Abschied nehmen.



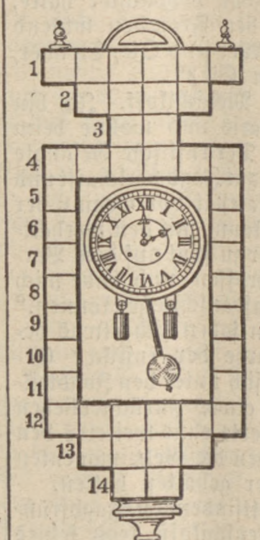
Das Schemenlaufen in Tirol.

Das Schemenlaufen in Tirol.

(Mit Bild.)

Ein uraltes Volksspiel ist das Schemenlaufen in Tirol, das im Frühling abgehalten wird. Die Hauptpersonen des Spieles sind die Scheller und Roller, von denen die Scheller den Winter, die Roller den Frühling versinnbildlichen. Ihnen kommen an Bedeutung am nächsten die Hexen, die, mit Besen bewaffnet, unter lautem Schreien und Heulen aufeinander losstürmen. Diese Szene gibt unser Bild wieder. Außer ihnen nimmt noch eine große Reihe anderer Charaktermasken an dem Spiel teil, wie die Sackner und Sacknerinnen, die Spritzer und Kübelmayer. Wie schon ihr Name andeutet, haben die beiden letzteren das Recht, durch Bespritzen mit Wasser die Zuschauer zurückzudrängen, damit der Spielplatz frei bleibt. Auf ihm werden Tänze aller Art aufgeführt. Das Spiel dauert von 12 Uhr Mittags bis 6 Uhr Abends.

Füll-Rätsel „Die Uhr“.



A, bel, beth, che, chi, ci, con, e, fa, fe, fu, ga, ge, har, i, il, ka, ler, li, lu, ma, mar, mi, mi, mul, na, na, ne, on, on, pli, re, ro, sa, sä, sar, se, ster, the, ti, ti, ti, us, zie.

Aus obigen Silben bilde man vierzehn Wörter von folgender Bedeutung: 1. Eine festliche Beleuchtung. 2. Einen Mädchennamen. 3. Eine Waffe. 4. Einen Heiligen und das Reich, in welchem er als heilig verehrt wird. 5. Ein Saiteninstrument. 6. Einen Singvogel. 7. Eine Blume. 8. Einen Ausdruck für Gerücht. 9. Ein Haustier. 10. Einen Nebenfluß der Donau. 11. Einen unterirdischen Gang. 12. Eine Rechnungsart. 13. Einen weiblichen Vornamen. 14. Eine Blume.

Diese Wörter trage man nun derart in die Felder nebenstehender Figur ein, daß in jedes Quadrat eine Silbe zu stehen kommt, und daß die Anfangsbuchstaben den Raum bezeichnen, in dem die Uhr sich befindet.

Auflösung folgt in Nr. 13.

Scharade. (Dreisilbig.)

Wenn du die Erste auch bist und mancher Genuß dir versagt bleibt,
Welchen mit üppigem Sinn täglich der Reiche begehrt,
Bleibe zufrieden, mein Freund, und denk mit genügsamer Seele,
Daß uns den reinsten Genuß gütig gewährt die Natur.
Schreitest im Mai durch den Wald du dahin, wann mit frischer Belaubung,
Schimmernd und duftend zugleich, prächtig die Buche sich schmückt
Und von den Zweigen herab die Amseln und Finken im Wettstreit,
Wie von Entzücken berauscht, singen mit jubelndem Schall,
Sieh, dann wirst du die Letzten vor Lust und jauchzest wohl selber,
Aller Bedrängnis entrückt, laut aus entfesselter Brust.
Dann ist verglichen mit dir der Reiche, der kalt und gefühllos
Wandelt im Reich der Natur, was uns das Ganze benennt

Auflösung folgt in Nr. 13.

Buchstaben-Rätsel.

Wo's herrscht mit **W**, hält's fern das Leid,
Mit **N** kennst du's als gottgeweiht,
Mit **S** es Licht und Wärme beut.

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösungen von Nr. 11:

des Bilder-Rätsels:
Und geht's dem Menschen noch so schlecht,
Das Sterben ist ihm doch nicht recht;
des Umstellungs-Rätsels: Tarasp, Patras, Sparta, Satrap;
des Anagramms mit Logogriph: Borste, Oberst, Obst

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.